

The background features a large white triangle on the left side. To its right, there are overlapping geometric shapes in shades of blue and magenta. Overlaid on these shapes are patterns of black, irregular, wavy lines that resemble traditional folk art or textile designs. Some of these patterns include circular motifs and vertical lines.

INTEGRATION IN DER OBERLAUSITZ

Texte zum Symposium
„Angekommen – und nun?“
am 28. Oktober 2017
in Görlitz

KIB
KOMMUNIKATION
INFORMATION
BILDUNG



© 2018
Institut für Kommunikation, Information und Bildung e. V.

Lektorat: Luise Träger
Satz: Daniel Winkler
Fotografie: Institut für Kommunikation, Information und Bildung e. V.

ANGEKOMMEN UND NUN?

SYMPOSIUM ZUM INTEGRATIONSPROZESS IN DER OBERLAUSITZ

28.10.17
10.00 - 17.00 UHR

INTEGRATION PERSPEKTIVEN AUSTAUSCH

Veranstaltungsort
Hochschule Zittau / Görlitz
Mensa, Furtstraße 1a, 02826 Görlitz
in Kooperation mit der Hochschule Zittau / Görlitz



KIB

TAGUNGSPROGRAMM

10.00 - 10.30 Uhr

Tagungseröffnung

mit dem Görlitzer Oberbürgermeister Sigfried Deinege und Professor der Hochschule Zittau / Görlitz Raj Kollmorgen

10.30 - 11.30 Uhr

Podiumsdiskussion

mit Akteuren aus den Bereichen Verwaltung / Wirtschaft / Wissenschaft / Zivilgesellschaft:

OB Görlitz Herr Deinege, OB Bautzen Herr Ahrens, OB Zittau Herr Zenker, Herr Langhammer (Sachsenfenster GmbH & Co.KG), Herr Kollmorgen (Hochschule Zittau/ Görlitz), Vertreter vom Steinhaus e.V. Bautzen

11.30 - 11.45 Uhr

Kaffeepause

11.45 - 13.00 Uhr

Gesprächsrunden Teil 1

gemischte Gesprächsrunden
Problembeschreibungen und Analyse

13.00 - 14.30 Uhr

Mittagspause und „Markt der Möglichkeiten“

Vernetzung der Akteure beim „Markt der Möglichkeiten“

14.30 - 15.45 Uhr

Gesprächsrunden Teil 2

Gemischte Gesprächsrunden
Entwicklung von Lösungsansätzen

15.45 - 16.00 Uhr

Kaffeepause

16.00 - 17.00 Uhr

Lessons Learned – Feedback

Abschluss der Veranstaltung

Kontakt und weitere Informationen:

Mail: kontakt@kib-institut.de / Web: www.kib-institut.de

**„Angekommen – und nun?“
Eröffnung des Symposiums 7**

von Raj Kollmorgen

**Was sind Vorurteile und wie kann man damit
umgehen? – Ein Interview 11**

von Johannes Marquard und Jörg Heidig

**Gesprächstechniken zum
Umgang mit Vorurteilen 19**

von Johannes Marquard und Jörg Heidig

Vorurteilsfreies Fragen 19

Vorurteilsfreies Fragen: Fragearten 19

„Hart in der Sache – weich mit den Menschen“
Das Harvard Konzept 21

Bericht zum Symposium 23

von Tom Hohlfeld

Die Podiumsdiskussion 23

Die vier Themenrunden – Bildung,
Arbeitsmarktzugang, Zusammenarbeit
und Zivilgesellschaft 27

Fazit der Abschlussdiskussion: Das Symposium
als wichtiger Beitrag zur Netzwerkarbeit in
der Region 29

Lessons learned 29

von Jörg Heidig

Vorurteile gehen nicht weg, wenn man belehrt 31



Das KIB Institut zu Gast in der Hochschule Zittau/Görlitz.



Verschiedene Akteure präsentieren sich beim „Markt der Möglichkeiten“.

„ANGEKOMMEN – UND NUN?“ – ERÖFFNUNG DES SYMPOSIUMS

Raj Kollmorgen

Sehr geehrter Herr Ahrens,
sehr geehrter Herr Deinege,
sehr geehrter Herr Zenker,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter von
Ämtern, Unternehmen, Vereinen und Initiativen
der Region,
sehr geehrte Damen und Herren, wobei ich alle
Menschen mit einem Fluchtschicksal in besonders
herzlicher Weise begrüßen möchte,

ich möchte meine wenigen einführenden Worte
mit dem Hinweis darauf beginnen, dass das The-
ma Integration nicht nur in Sachsen, sondern in
der gesamten Bundesrepublik in den vergangenen
beiden Jahren in zweierlei Gestalt wahrgenommen
und diskutiert wurde: einerseits auf der Ebene der
praktischen Arbeit von Verwaltungen, Verei-
nen und Initiativen, die sich um dieses Problem
kümmern, und andererseits in Form politischer
Debatten, wie sie in Parteien, Parlamenten und in
den Massenmedien stattfanden. Mein Eindruck
ist, dass diese beiden Diskussionsstränge oft gänz-
lich losgelöst voneinander verliefen. Das vom KIB
e. V. organisierte und dankenswerterweise von der
Bundeszentrale für politische Bildung geförderte
Symposium soll auch dieser Diskurstrennung
etwas entgegensetzen und strebt ausdrücklich
eine kommunikative Öffnung, einen Dialog und
wechselseitiges Lernen an.

Grundsätzlich geht es in diesem Symposium aber,
wie sein Titel verheißt, um die Integrationspers-
pektiven nach dem Ankommen.
Wenn es je eine Flüchtlingskrise gab – die sowieso
besser Fluchtcrisis genannt werden sollte, weil
nicht allein die Flüchtenden die Krise verursacht
haben und in ihrem Zentrum standen, sondern
komplexe Bedingungen und eine Vielzahl von
Akteuren in Europa und im Nahen und Mittleren
Osten in den Jahren 2014/2015 dazu beitrugen, dass
nicht nur hunderttausende Menschen sich auf den
Weg machten, sondern dass das überkommene eu-
ropäische System der Kontrolle und Abwehr, aber
auch der Aufnahme und Verteilung von Flüchtenden
und Zuwanderern praktisch zusammenbrach
und seitdem mühsam neu strukturiert werden
muss – wenn es also je eine solche Krise gab, dann
ist sie jedenfalls seit spätestens März 2016 vorbei.
Die Zahl der Flüchtenden, die Europa, die Bundes-
republik und Sachsen seitdem erreichen, ist subs-
tanzuell gesunken. Sachsen nimmt seit März 2016
im Monat zwischen 500 und 1.000 Asylsuchende

auf. Die ländlichen Regionen Sachsens nehmen
kaum noch neue Geflüchtete auf; viele der in den
Jahren 2015/2016 in die Oberlausitz gekommenen
Fluchtmigrant*innen haben die Region bereits
wieder verlassen. In der Stadt Görlitz stellen die
ostmitteleuropäischen Zuwanderer, allen voran
Polinnen und Polen, mit weitem Abstand die
größte Gruppe der Ausländer. Gegenwärtig (Juni
2017) leben etwa 1.200 Fluchtmigrant*innen (Asyl-
suchende und Personen mit Aufenthaltsgenehmi-
gung oder Asylstatus) in Görlitz, das ist ein Anteil
an der Gesamtbevölkerung von knapp über 2 %.

Gibt es also keine Probleme mehr? Nur weil die
Fluchtmigration zurzeit erheblich abgenommen
und das massenmediale Interesse nachgelassen
hat, heißt das nicht, dass die Integration unpro-
blematisch verläuft und wir uns als Staat und
Bürger*innen zurücklehnen können. Registrie-
rung, Unterbringung und Erstversorgung wurden
gewährleistet, ja. Aber nun? Nicht nur die büro-
kratischen Mühlen mahlen langsam: Ablehnung
oder Anerkennung, Duldung oder Abschiebung,
Rückkehr oder Bleibeperspektive? Für viele sind
selbst hinsichtlich ihres Status' Fragen offen und
laufen juristische Überprüfungen. Aber selbst
wenn dieser abschließend geklärt wurde und die
Geflüchteten hier leben, bleiben die Fragen: Wie
weiter? Welche Problem- und Aufgabenfelder stel-
len sich der Integration vor Ort? Wer hat mit wem
worauf zu achten? Was ist wie zu tun?

Sucht man nach einem gehaltvollen Erklärungs-
ansatz, ganz gleich ob man sich aus einer eher er-
klärenden oder eher gestaltenden Perspektive mit
dem Thema Integration beschäftigt, empfehlen
sich aus sozialwissenschaftlicher Sicht komplexe
anerkennungstheoretisch fundierte Zugänge. Die-
se unterscheiden drei fundamentale Dimensionen
von Integration:

1. Die erste Dimension könnte man objektiv zuwei-
send oder auch systemisch nennen. Hier geht es
um Rechte (vor allem Freiheits-, politische Partizi-
pations- und wohlfahrtsstaatliche Anspruchsrech-
te), aber auch Pflichten (als Staats- und Wohl-
fahrtsstaatsbürger), die systemischen Charakter
tragen, d. h. durch gesellschaftliche Teilsysteme
(wie Wirtschaft, Bildung oder öffentliche Wohl-
fahrt) getragen werden und nicht aus einem be-
stimmten Handeln Einzelner resultieren, sondern
im Kern mit dem rechtlichen Status einer Person
verbunden sind. Im Migrationskontext ist also zu
klären, ob man überhaupt einen Anspruch hat zu
bleiben, welchen Bleibestatus man hat, welche
Ressourcen man empfängt, ob man eine Arbeits-

erlaubnis erhält oder nicht – und wenn man eine bekommt, wie man mindestens entlohnt wird. Wie wichtig die Klärung dieser Fragen ist, liegt auf der Hand. Denn nicht nur sind Ausbildung und Arbeit ein wichtiger, wenn nicht der wichtigste Weg, Einkommen jenseits der Sozialhilfe zu erzielen und insofern am Wirtschaftssystem als gleichberechtigter Tauschpartner (Produzent und Konsument) zu partizipieren, mithin nicht (länger) als Empfänger von ‚Almosen‘ angesehen zu werden und sich selbst zu erfahren. Vielmehr stellt die Erwerbsarbeit damit und durch die Teilhabe an konkreten Arbeitsprozessen und Arbeitsgruppen eine zentrale Quelle sozialer Integration und Wertschätzung dar. Migrant*innen werden durch Erwerbsarbeit nicht nur ökonomisch integriert, sondern auch sozial, was den kontinuierlichen Wissenserwerb über die Aufnahmegesellschaft einschließt wie den Wissensaustausch mit den Einheimischen und: sie erfahren auf diese Weise sich als anerkannte Mitglieder der Gesellschaft (und können andere anerkennen in ihrem Tun). Es geht in dieser Dimension aber auch um Ansprüche, die mit Kindern zu tun haben: Wer hat ein Anrecht auf einen Kita-Platz? Und wenn z.B. alle das Recht haben, bekommt man auch einen Kindergartenplatz in der Nähe oder nicht? Wer wird in welchen Schultyp eingeschult oder darf welche weiterführende Schule besuchen? Vieles was unseren demokratischen Sozialstaat ausmacht, gehört also zu dieser Dimension. Sie betrifft am Ende jede einzelne Person, deren rechtliche und ökonomische Ressourcenausstattung und die gesellschaftliche Zuweisung von Entwicklungschancen. Migrant*innen können langfristig nur dann erfolgreich integriert werden, wenn sie – soweit sie einen Aufenthaltstitel erlangen – als gleichberechtigte Staatsbürger*innen an allen Teilsystemen und deren Integrationschancen teilhaben und damit als gleichberechtigte Nehmende und Gebende der Systeme und Gesamtgesellschaft agieren sowie anerkannt werden können.

2. Es gibt eine zweite Dimension, die mindestens genauso wichtig ist, und einen intersubjektiv-organisatorischen Charakter trägt. Im Kern geht es hier um die Kommunikation und Organisation von Interessen. Gelingende Integration setzt mittelfristig die Wahrnehmung, Artikulation und (demokratische) Durchsetzung von Interessen und daher die Selbstorganisation von Interessengruppen und Gleichgesinnten voraus. Das gilt auch für Migrantinnen und Migranten. Das erfordert einerseits, dass die Mehrheitsgesellschaft dies nicht nur erlauben muss (siehe 1.), sondern dass sie diese Interessenformierung anerkennen

sollte. Die Artikulation eigener Interessen auch von Migrant*innen ist kein Makel, sondern ein Gewinn, weil nur über die kooperative wie konfliktuöse Interessenvermittlung, also ein friedliches Mit- wie Gegeneinander von Interessengruppen und darauf gründende Konsensfindung, demokratische Wohlfahrtsstaaten funktionieren können. Nur wenn man weiß, was bestimmte Gesellschaftsgruppen politisch wollen und wenn es darüber zum Streit und einer Vermittlung kommt, können sich alle Gruppen im Gemeinwesen wiederfinden, von den anderen Gruppen als relevante erkannt und anerkannt werden und kann daher eine demokratische Entwicklung der Gesamtgesellschaft realisiert werden. Dies setzt aber – andererseits – die Einsicht und den Willen bei den Migrant*innen voraus, sich selbst und zwar demokratisch zu organisieren. Das beginnt bei religiösen Organisationen, aber es betrifft auch politische Verbände. Man muss keine eigene ‚Migrantenpartei‘ gründen (wollen). Vermutlich wäre das auch nicht besonders klug, aber selbst das muss grundsätzlich möglich sein und politisch akzeptiert werden. Eigene Interessen werden aber auch in Vereinen oder Bürgerinitiativen artikuliert – und zwar sowohl in selbst gegründeten wie in bereits bestehenden. Es geht aber immer um die Frage, dass man/frau artikuliert, welche Bedürfnisse es gibt, wo es hingehen soll, wie man sich als Interessengemeinschaft organisieren und sich am politischen und zivilgesellschaftlichen Diskurs vor allem in den konkreten lokalen Zusammenhängen beteiligen will. Noch einmal, die Mehrheitsgesellschaft sollte das positiv akzeptieren und begreifen, dass sich Interessen vor allem in Konflikten herauschälen und in ihnen vermittelt werden. Wir haben oft die Vorstellung, dass dort, wo Konflikt und Streit sind, keine Integration stattfindet. Das ist vollkommen falsch. Soziale Integration realisiert sich über Konflikte und Auseinandersetzungen. Wir können nur zusammenkommen, wenn wir verstehen, dass wir unterschiedliche Sichtweisen und unterschiedliche Interessen besitzen. Deshalb sollten wir die Aushandlung von Konflikten auch mit Migrant*innen und ihren Interessenvertretungen nicht nur zulassen, sondern befördern. Ob und wie lange es besonderer Migrantenorganisationen braucht, kann nicht prognostiziert werden. Die polnischen Migrant*innen des 19. Jahrhunderts im Ruhrgebiet besaßen über Jahrzehnte eigene Kirchengemeinden und Vereine. Heute gibt es sie nicht mehr. Die nach dem II. Weltkrieg vertriebenen Schlesier oder Sudetendeutschen verfügen heute noch, also nach über 70 Jahren, über eigene ‚landmannschaftliche‘ Verbände. An diesen lässt sich im Übrigen gut

studieren, was Interessenverbände in Integrationsprozessen leisten können – und wo sie problematische Strategien entwickeln.

3. Bei der dritten Dimension handelt es sich um die intersubjektiv-gemeinschaftliche Ebene der Integration und Anerkennung, die stark von Emotionen getragen wird. In der Politikwissenschaft und in der Philosophie gibt es eine lange Tradition, in diesem Zusammenhang von Leidenschaften zu sprechen. Während es sich auf der zweiten Ebene um Interessen, also Produkte des Verstandes, handelt („Was will ich?“), und es auf der ersten Ebene um Vernunft („Was ist in einem Gemeinwesen sinnvoll?“, „Wie kann es am besten funktionieren?“) ging, handelt es sich bei der Ebene der Leidenschaften um emotionalisierte soziale Bindungen und daraus erwachsende wechselseitige Anerkennungen. Es geht um den Austausch in Gruppen, aber auch über Gruppen- und ethnische Grenzen hinweg. Nicht zuletzt geht es hier auch um die Identifikation mit dem Land, in das man migrieren will, in dem man irgendwie gelandet ist und in dem Mann oder Frau bleiben möchte. Insofern handelt es sich zum einen um die gefühlte Identifikation mit der Ankunfts-gesellschaft und umgekehrt: mit den Ankommen-den durch die Aufnahmegesellschaft. Die Migrant*innen sind erst dann integriert, wenn sie als Gleiche, d.h. grundsätzlich ebenso wertgeschätzte Menschen wie alle anderen, anerkannt und so auch in der Alltagspraxis wie im Ausnahmefall behandelt werden (bei Begegnungen auf Arbeit ebenso wie auf dem Fußballplatz oder in der Dorf-Disco). Zum anderen geht um die Integration in kleinen Gruppen wie Familien, Freundschaftskreise oder Partnerschaften. Wir alle brauchen solche sozialen Nahbeziehungen und Gefühle der Zusammengehörigkeit, die – anders als bei den Rechten oder Interessen – nicht auf rationalen Erwägungen basieren, sondern sich zwanglos einstellen und gelebt werden. Ohne solche Bindungen sind wir haltlos und in unseren Lebenswelten desintegriert. Eben darum brauchen Migrant*innen einerseits die Chance, sich mit Menschen ihrer Ethnie, ihres Glaubens, ihrer Heimat, ihres Schicksals zu vergemeinschaften (was z. B. den Nachzug von Familienangehörigen einschließen kann). Das ist nichts Hinderliches – im Gegenteil. Erst eine zwanglose familiäre Geborgenheit in der Fremde lässt sich uns öffnen gegenüber dem Neuen, dem Anderen, den Fremden (Einheimischen). Andererseits sollte das nicht zur Bildung abgeschotteter ethnischer oder religiöser Subkulturen und Milieus führen. Um das aber zu verhindern oder doch zumindest einzudämmen, braucht es genau jene Teilhaben

und Anerkennungen, die unter Punkt 1 und 2 beschrieben wurden. Wenn diese realisiert werden und längerfristig greifen, erhöhen sich die Chancen für eine transkulturelle Integration auch im Bereich der emotionalisierten Nahbeziehungen – oder um es zuspitzend zu formulieren: Wenn sich Deutsche und Syrer, Deutsche und Afghanen und so weiter unproblematisch ineinander verlieben können und miteinander Partnerschaften eingehen, Familien gründen, dann ist jedenfalls auf der Ebene der Leidenschaften soziale Integration gelungen.

Zusammengefasst lässt uns dieses Modell verstehen: Integration ist kein einfacher, sondern ein komplexer sozialer Prozess. Er hat mehrere Ebenen oder Dimensionen und wird sich nicht schnell vollziehen. Wir brauchen einen langen Atem und wir brauchen mit Sicherheit viele Akteure, die ihre unterschiedlichen Sichtweisen und Interessen einbringen und am Integrationsprozess mitwirken. Integration ist, wenn sie gelingen soll, ein langfristiger Prozess, welchen wir als Gesellschaft nur gemeinsam tragen können. Er ist kein Selbstläufer. Hören wir uns um – in Städten und Gemeinden, bei Menschen mit Fluchterfahrung, bei Initiativen und Arbeitgebern, bei Bildungseinrichtungen oder im privaten Umfeld – so wird klar, dass die Herausforderungen noch lange nicht bewältigt sind, im Gegenteil. Wenn man aber genau hinsieht, bemerkt man, dass sich viele Menschen auch in unserer Region mit diesen Herausforderungen aus professioneller Perspektive, im Ehrenamt, im familiären Umfeld beschäftigen. Ganz praktisch, jeden Tag. Viele Ideen, Projekte und Ansätze sind aber kaum bekannt. Manchmal sind es sogar ganz einfache Dinge, die helfen. Nur wissen wir (zu) wenig darüber. Das liegt nicht nur daran, dass viele Menschen diese Arbeit zum ersten Mal oder jedenfalls erstmalig in diesem Umfang leisten. Es liegt auch an einem Mangel an Austausch über die Grenzen der Einrichtungen, Behörden, Unternehmen, Initiativen usw. hinweg. Eigentlich sind all diese Beobachtungen und Modellüberlegungen Gemeinplätze. Zugleich markieren sie aber den Grund und in gewisser Weise auch das Ziel des heutigen Symposiums. Es geht genau um diese multiperspektivischen Sichten und Verständnisweisen auf das Problem der Integration in unserer Region. Es geht darum, dass die vielen Akteure, die tätig sind, sich wechselseitig kennenlernen und vernetzen (können). Diesen Austausch- und Lernprozess wollen wir mit dem Symposium befördern und damit vielleicht auch einen Beitrag dazu leisten, dass die eingangs angesprochenen Diskursmauern zwischen der lokalen Integrations-



Görlitzer Oberbürgermeister Siegfried Deinege begrüßt die Gäste und Teilnehmer.



Die Podiumsgäste v. l. n. r.: Prof. Kollmorgen (Hochschule Zittau/Görlitz), Frau Almeida (Steinhaus Bautzen e. V.), Herr Sernow (SQS), Herr Deinege (OB Görlitz), Herr Ahrens (OB Bautzen), Herr Zenker (OB Zittau), Herr Langhammer (Sachsenfenster GmbH & Co. KG), Herr Suliman (Dolmetscher), Frau Tamiri (Leuchtturm-Majak e. V.)

praxis und den politischen wie massenmedialen Auseinandersetzungen jedenfalls etwas eingerissen werden oder ins Wanken geraten. Ich hoffe, dass uns das gelingen wird. Ich danke Ihnen allen sehr, dass Sie die Einladung zum Symposium angenommen haben, dass sie gekommen sind, um mit uns und untereinander zu reden, Gemeinsames zu entdecken und nach neuen Ideen zu suchen.

Raj Kollmorgen ist Professor für Soziologie/Management sozialen Wandels an der Hochschule Zittau/Görlitz und leitet das Forschungsinstitut „Transformation, Wohnen und soziale Raumentwicklung“ (TRAWOS).

WAS SIND VORURTEILE UND WIE KANN MAN DAMIT UMGEHEN? – EIN INTERVIEW

Johannes Marquard und Jörg Heidig

In der Tat ist der Umgang mit Vorurteilen wirklich schwierig. Ich habe in solchen Diskussionen manchmal von Anfang an das Gefühl, dass man mit denen einfach nicht reden kann und trotzdem müssen wir es doch zumindest versuchen, oder?

Naja, die Frage, die Sie damit stellen ist: Wie ist Kommunikation möglich, wenn sie – zumindest auf den ersten Blick – nicht möglich scheint?

Ich möchte behaupten, dass Kommunikation in vielen Fällen auch gar nicht möglich sein soll, denn die Voreinstellungen der Beteiligten sind meistens derart, dass zwar vorgetragen wird, dass man ja gern kommunizieren würde, dies aber aus Gründen, die meistens an der jeweils anderen Seite festgemacht werden, nicht könnte. Wenn aber Kommunikation schon durch die Voreinstellung verhindert wird, ist die Frage nach einer geeigneten Art und Weise der Kommunikation unnötig.

Wollen Sie etwa sagen, dass eine Einigung von vornherein kein erklärtes Ziel und damit unerreichbar ist?

Genau das ist nach meiner Beobachtung die selbst-erfüllende Prophezeiung, die jeden Tag hundertfach stattfindet: Da diskutieren Menschen mit völlig unterschiedlichen – und oft von vornherein gegenläufigen oder gar feindseligen – Voreinstellungen miteinander. Es offenbart sich, dass nicht nur ihre Meinungen, sondern auch ihre Sichtweisen auf die Welt insgesamt völlig unvereinbar sind. Mag anfänglich noch Dialogbereitschaft signalisiert worden sein, führen die Diskussionen dann zur Polarisierung – und damit indirekt zur Bestätigung der jeweiligen, in der Regel bereits vorher vorhandenen Überzeugung, dass man mit der jeweils anderen Seite nicht reden könne.

Wenn das wirklich so ist, dann ist richtiger Dialog also tatsächlich nicht möglich?

Doch. Allerdings erfordert wirklicher Dialog zunächst, dass man andere Meinungen erträgt, dass man die jeweils andere Seite nicht vorverurteilt. Denn genau das geschieht. Anhänger des rechten Spektrums mögen in Vertretern der Willkommenskultur „linksgrün versiffte Aktivisten“ sehen, während Angehörige des linken Spektrums vielerorts „Alltagsrassismus“ oder gar „Nazis“ wittern.

So richtig kann ich mir nicht vorstellen, dass man mit denen wirklich vernünftig reden kann.

Da bin ich anderer Meinung: Man kann wohl. Und ich gehe sogar noch weiter: Wir müssen sogar. Nicht, um Rassisten zu bekehren. Vorurteile verschwinden nicht durch Belehrung. Wirkliche Rassisten wird man womöglich auch nicht durch Dialog ändern.

Jetzt verstehe ich gar nix mehr. Ich dachte es geht darum zu kommunizieren und zu argumentieren, damit diese Leute einsehen, dass sie Unrecht haben, oder?

Lassen Sie mich diese Sichtweise ein wenig genauer erläutern: Stellen Sie sich bitte einmal unsere Verfassung als einen Boden vor, auf dem man stehen kann. Die meisten Einwohner Deutschlands stehen auf diesem Boden der Verfassung. Wenn einer jedoch Polizisten verletzen will, mit dem LKW in eine Ansammlung von Menschen fährt oder ein Flüchtlingswohnheim anzündet, dann steht er ganz und gar nicht auf dem Boden der Verfassung. Wir haben einen Grad der Zivilisation erreicht, auf dem wir – im Sinne der Mehrheit der Gesellschaft – solche Menschen nicht einfach töten, sondern nach Möglichkeit verhaften und quasi per Gerichtsverfahren auf den Boden der Verfassung zurückzerren. Das ist ein wichtiger Unterschied: Wir verlassen nicht den Boden der Verfassung, sondern wir halten uns auch bei der Verfolgung schwerster Straftaten an die verfassungsmäßigen Vorgaben.

Nun sind die wenigsten Menschen bereit, ihre radikalen Sichtweisen in solche Taten umzusetzen. Zwischen dem Boden der Verfassung und jenen, die so weit draußen stehen, dass sie solche Taten begehen, ist es ein weiter Weg. Und dieser Weg führt durch das unwegsame Gelände der Radikalisierung. Die ersten Meter stellen quasi den Rand des Bodens der Verfassung dar. Die Wege sind hier noch gut ausgetreten, das ist die Welt der Demonstranten, die einen Galgen zur Demonstration mitbringen, mit Trillerpfeifen den Tag der Einheit vermiesen oder in Hamburg gegen den G20-Gipfel „demonstrieren“ und anderen Menschen gezielt



Daniel Sernow auf dem Podium im Gespräch über Berufliche Integration.



Hamida Tamiri erzählt über Ihre ganz persönlichen Erfahrungen.

Angst einjagen. Die Letzteren verlassen den Boden der Verfassung vollends, wenn sie, quasi an sich selbst aufgeputscht, im Namen der Kapitalismuskritik Autos und Geschäfte demolieren und Polizisten angreifen. Solche Handlungen begehen noch vergleichsweise viele Menschen. Deutlich weniger an Zahl sind jene, die sich trauen, Anschläge auf Infrastruktur zu verüben. Das mag noch ohne explizite Tötungsabsicht geschehen. Von hier aus ist es dann aber nicht mehr weit zu gezielten Angriffen auf Polizisten und Zivilisten mit der Absicht, mindestens schwer zu verletzen, wenn nicht gar zu töten. Dann sprechen wir von Terror.

Ich möchte das Gelände zwischen dem Boden der Verfassung und dem Gebiet des tatsächlichen Terrors als „Grauzone“ bezeichnen. In dieser Grauzone gibt es viele Menschen. Die Frage ist nun: Wie kommen diese Menschen zurück auf den Boden der Verfassung?

Wir können diese Aufgabe nicht nur der Polizei und den Gerichten überlassen. Wir leben in einer Demokratie und Demokratie bedeutet nicht nur Meinungsfreiheit, sondern auch die „Hoffnung auf Dialog“.

Das ist ja ein ganz schöner Brocken und ziemlich viel Verantwortung für uns. Lassen wir das mal so stehen. Ich habe noch eine andere Frage. Es gibt doch unzählige Trainings und Seminare wie dieses, also solche gegen Rassismus und sowas. Weshalb hält sich das denn dann so hartnäckig?

Die meisten Trainings, die zum Thema Toleranz und Demokratisierung, gegen Rassismus und Menschenfeindlichkeit durchgeführt werden, haben meiner Ansicht nach keine Wirkung. Weil die besagten Trainings vor allem belehren und damit vor allem diejenigen zufriedenstellen, die sie durchführen oder finanzieren. Belehrungen helfen nichts, wenn wir wirklich kommunizieren wollen.

Stellen Sie sich bitte einmal vor, Sie seien Rassist. Kein richtiger, kein Aktivist oder so, aber eben jemand, der Menschen anderer Herkunft nicht leiden kann.

Puh, das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Ich weiß auch nicht was das bringen sollte. Ehrlich gesagt finde ich, dass es denen, die in der heutigen Zeit noch Rassisten sind, einfach an Bildung fehlt und an Empathie sowieso.

Sehen Sie, Sie können das ja auch.

Was kann ich?

Na das mit den Vorurteilen.

Also jetzt drehen Sie mir die Worte ja im Munde um. Wollen Sie etwa sagen, wir sollen die einfach so machen lassen und uns an die eigene Nase fassen?

Wofür ich plädiere, ist mehr Offenheit und Dialogbereitschaft unter Diskussionspartnern. Wir müssen in der Lage sein und bleiben, unser Zusammenleben zu organisieren. Vorverurteilungen helfen da wenig. Wenn die einen meinen, dass Deutschland außer der gemeinsamen Sprache keine näher definierbare Kultur besitze, dann erscheint das ebenso wenig hilfreich wie die Einlassung, dass man überhaupt keine Migranten mehr hereinlassen solle. Während die einen sagen, dass der Kapitalismus tiefe Furchen der Ungerechtigkeit hinterlassen habe und sich – nicht zuletzt genau deshalb – die Welt im Umbruch befinde und man mit den neuen (migrantischen) Realitäten leben müsse, meinen die anderen, dass wir uns gerade jetzt auf eine Leitkultur besinnen und als Westen zusammenrücken sollten, um Migration und andere – oft als Gefahren verstandene – Themen besser in den Griff zu kriegen. Die entsprechenden Diskussionen werden derzeit in der Regel so geführt, dass am Ende polarisiertere Meinungen herrschen als vorher. Dabei wäre das Gegenteil notwendig, wenn wir langfristig handlungsfähig bleiben wollen – von der kommunalen bis hinauf zur europäischen Ebene.

Können Sie da mal ein Beispiel machen?

Sehr gern. Nehmen wir einmal das Beispiel der Flüchtlingsthematik: In Diskussionen beobachte ich vor allem zwei Gruppen. Die erste Gruppe sind die Vertreter der Willkommenskultur. Auf der anderen Seite stehen die Gegner. Die Sichtweisen beider Seiten kranken meines Erachtens daran, dass sie die Realität nicht vollständig anerkennen bzw. jeweils einen signifikanten Teil der Realität ausblenden. Während die Vertreter der Willkommenskultur vor allem auf die positiven Seiten der Migration schauen und bspw. die Unterscheidung zwischen Flüchtlingen und Migranten weitgehend ablehnen, ignorieren sie das „migrantische Binnenspektrum“ und verorten verfehlte Integration insbesondere beim (unterstellten) Rassismus der deutschen Mehrheit, bei der Schwierigkeit, sich durch den deutschen Behördenschwanz zu finden etc. Zum besagten „migrantischen Binnenspektrum“ gehören aber nicht nur Flüchtlinge, die vorübergehend Schutz vor Krieg suchen oder sich hier integrieren möchten. Es sind auch nicht wünschenswerte Motivationen vorhanden – von der geplanten Ausnutzung des deutschen Sozialsystems über Partisanen, die zur Organisation der Diaspora-Finanzierung ihrer Verbände hergeschickt werden, über die gezielte Organisation von



Rege Reaktionen aus dem Publikum beim Thema „Verwaltung“.



Die Oberbürgermeister der Städte Görlitz, Bautzen und Zittau im Austausch auf dem Podium.

kriminellen Aktivitäten bis hin zu perspektivlosen Menschen, die, mit einer Duldung ausgestattet, ebenso angetrunken wie aggressiv in Innenstädten marodieren. Terroristen bleiben die absolute Ausnahme, aber auch diese sind darunter. Das ist Teil der Realität – ein Teil nur, aber eben ein Teil, der existiert und mit dem man sich befassen muss. Die andere Seite ist in der Regel „generell dagegen“ und zwar gleichfalls unter Ausblendung eines Teils der Realität. Diese besagt, dass sich die Welt tatsächlich wandelt und dass man sich dazu verhalten muss. Egal, wer gewählt wird – das Thema Migration wird in den nächsten Jahrzehnten aktuell bleiben. Eine komplette Abschottung ist wahrscheinlich unmöglich, die Steuerung der Migration und ein vernünftiges Einwanderungs-gesetz hingegen nicht.

Was wäre, wenn beide Seiten den ausgeblendeten Teil der Realität jeweils anerkennen und anschließend nach Gemeinsamkeiten suchen würden?

Naja, Ihre Theorie leuchtet mir schon ein. Allerdings weiß ich jetzt noch immer nicht, wie ich gegen die Vorurteile ankomme. Gegen die der anderen oder, wenn Sie wollen, gegen meine eigenen.

Sie werden es nicht schaffen Vorurteile vollkommen auszuschließen. Vorurteile gehören zum Menschen wie Augen, Nase oder Hände. Sie sind so selbstverständlich, dass man sie nicht hinterfragen kann. Und wenn jemand von sich annimmt, dass sie oder er keine Vorurteile habe, dann trägt diese Annahme selbst die Gestalt eines Vorurteils. Der Grund für Vorurteile liegt in den Eigenheiten unseres Denkens. Wenn wir etwas wahrnehmen, kategorisieren wir es. Dieser Vorgang wird auf Grundlage dessen vorgenommen, was wir bereits wissen. Wird etwas wahrgenommen, für das man bereits eine Kategorie besitzt, werden die vorab erlernten Eigenschaften der betreffenden Kategorie auf das Wahrnehmungsobjekt angewandt. Wichtig ist eine Unterscheidung: Kategorisierung basiert auf Wissen. Erfahrung kann als Kriterium hinzukommen, muss aber nicht. Wissen ist also notwendig und hinreichend, Erfahrung ist allenfalls ein Zusatzkriterium. Aber ein entscheidendes, denn gerade das Wissen über Menschen anderer Sprache, Hautfarbe etc. ist oft implizit übertragen worden und basiert eben nicht auf Erfahrung. Dass Afrikaner anders riechen, Afghanen sich nicht waschen, Polen stehlen usw. sind Annahmen, die viele Menschen teilen, ohne sich dieses „Wissen“ jemals bewusst angeeignet zu haben. Vorurteile können bewusst sein, etwa wenn jemand sagt: „Polen klauen.“ oder weniger bewusst, etwa wenn die Lehrerin ihrer Klasse vor dem Besuch der polnischen Partnerschule sagt:

„Lasst die Brotbüchsen lieber hier.“ Während die bewussten Vorurteile durch Erfahrung mit Menschen aus anderen Kulturen gemildert werden oder sogar ganz verschwinden können, zeigen sich die weniger bewussten Vorurteile viel hartnäckiger und sind sogar bei Menschen zu finden, die bereits lange in Mischehen leben.

Das ist ja wirklich nicht einfach mit Ihnen. Ich bin doch gerade hier um zu erfahren, wie ich mit Vorurteilen umgehen kann und Sie sagen mir, dass es unmöglich sei, Vorurteile loszuwerden?

Nun ich sage nur, dass es nicht möglich ist alle Vorurteile loszuwerden. An einigen konkreten kann man schon etwas verändern. Das geschieht beispielsweise dann, wenn ein Mensch direkte Erfahrungen mit Individuen aus einer anderen Kultur macht. Dabei lernt er Dinge, die dem Vorurteil entgegenwirken. Dem bereits vorhandenen Wissen werden also gleichsam gegenläufige Informationen entgegengestellt. Der andere Mensch ist dann nicht mehr „ein Afghane“ oder „der Syrer“, sondern er bekommt einen Namen und ein Gesicht. Er ist dann Hadjatullah, der aus Herat stammt, einen Vater und eine Mutter hat und drei Brüder und so weiter.

Nun werden wenig oder nicht dialogbereite Menschen nicht zwingend auf Migranten zugehen und sich nach ihrer Herkunft, ihrer Geschichte usw. erkundigen. Solche Begegnungen sind selten. Wenn sie jedoch organisiert werden, dann ist es weniger hilfreich, lange Reden zu führen, von Integration zu sprechen oder Migranten auf Podien auszufragen. Hilfreicher ist es bspw. gemeinsam zu essen. Es gibt kaum eine andere auf der ganzen Welt alltägliche Tätigkeit, die mehr dazu geeignet wäre, die Erfahrung einer – zumindest rudimentären – Gleichheit zu erzeugen und die Voraussetzungen für persönliche Kontaktaufnahme, gegenseitiges Interesse und ggf. späteres Vertrauen zu schaffen, als das gemeinsame Essen. Essen schafft die normalerweise vorhandene Machtdistanz unter den Anwesenden für eine Weile aus dem Weg und sorgt für „Augenhöhe“ im wahrsten Sinne des Wortes.

Ja so erlebe ich das auch. Mich treibt aber weniger die Frage nach der Begegnung zwischen angestammter Bevölkerung und (temporär) Zugewanderten her, sondern eher der Umgang mit Vorurteilen in Gesprächen unter Menschen, die sich nicht mit Migranten, sondern über Migration, Migranten usw. unterhalten. Also mir geht es um die Frage, wie ich mich in polarisierten Gesprächen verhalten kann, vielleicht gibt es bestimmte Techniken?



Moderierte Gruppen zu den verschiedenen Themenrunden.



Erste Lösungsansätze und Anregungen aus den Gruppen wurden festgehalten.

Verstehen Sie die folgenden Darstellungen bitte als Katalog mit einer Reihe von Möglichkeiten. Ob eine bestimmte Technik passt, ist von drei Faktoren abhängig: der handelnden Person, dem Gegenüber (oder: Auditorium) und dem Thema, um das es geht. Ihre Aufgabe ist es, dieses „Dreieck“ in ein funktionierendes Gleichgewicht zu bringen. Ich möchte hier einen kleinen Werkzeugkasten jener Dinge vorstellen, die in polarisierenden Diskussionen helfen können – wohl wissend, dass die Wirksamkeit dieser Werkzeuge auch Grenzen hat, denn wer Diskussionen nur zur Selbstbestätigung führt, will und kann seinen Standpunkt nicht ändern. Die meines Erachtens hilfreichste Technik besteht darin, das Mitteilen der eigenen Position zu verzögern und erst einmal Fragen zu stellen. Konflikte eskalieren insbesondere dann, wenn sich die Beteiligten ihre jeweiligen Standpunkte abwechselnd und in von Runde zu Runde heftigerer Tonart mitteilen. Wird der eigenen Position hingegen erst einmal weniger Relevanz beigemessen und dem anderen Interesse entgegengebracht, wirkt sich das in der Regel deeskalierend auf die Gesprächsführung aus. Solches Interesse signalisiere ich mit Fragen, auf die ich die Antwort noch nicht kenne: Was meinen Sie genau? Was wollen Sie erreichen? Von welchen Annahmen gehen Sie aus? Wie sind Sie darauf gekommen? Was haben Sie erlebt? Ich bewerte also nicht die Meinung der anderen Seite, sondern ich interessiere mich dafür. Das verhindert eskalierende Diskussion und zeigt eine vorurteilsarme Grundhaltung meinerseits. Würde ich andernfalls die Darstellungen der anderen Seite bewerten, führte dies mit beinahe einhundertprozentiger Sicherheit in die Eskalation. Hier gelangen wir zum Kern vieler Konflikte: Wir handeln nicht nur rational, sondern wir haben auch Emotionen, und wenn die stark sind, kommt es schnell zu automatisiertem Verhalten. Emotionen sind vor allem dann sehr stark, wenn wir uns in unserem Status verletzt fühlen oder uns im eigentlichen Wortsinn zu nahe getreten wird. Wenn ich also die Aussagen meines Gegenübers von vornherein als „falsch“ o. ä. bezeichne, muss ich mich nicht wundern, wenn der Ton schärfer wird. Habe ich hingegen vor der Person einen grundlegenden Respekt, der sich darin äußert, dass ich nicht von vornherein bewerte, sondern Interesse zeige, dann trenne ich die Meinung von der Person und nehme eine vorurteilsarme Grundhaltung ein. Eine zweite wirksame Technik besteht darin, sich selbst andere Fragen zu stellen. Gerät man in einer Diskussion unter Druck (= die Emotionen werden so stark, dass ich nur noch reagiere und nicht mehr agiere), dann stellt man sich in Gedanken Fragen wie: „Warum sind die so blöd?“ oder:

„Was mache ich falsch?“ oder: „Wie kann ich die anderen besser überzeugen?“ Solcherlei Gedanken führen in einen Teufelskreis aus (vermeintlich) noch besseren Argumenten und Gegenargumenten und enden in Frustration. Hier hilft es, sich zurückzunehmen, durchzuatmen, einige Sekunden Pause zu machen und sich zu fragen: „Was weiß ich noch nicht?“ oder: „Was wollen die anderen wirklich?“ oder: „Wie kann ich anders denken?“ oder: „Welche Optionen habe ich?“ Sie werden sehen, solche Gedanken führen zu anderen Gesprächsverläufen und zu der Überlegung, dass man sich nicht einigen muss, wohl aber Respekt voreinander haben kann.

Was hilft, sind Gelassenheit, Ruhe und die Fähigkeit, sich selbst nicht zu ernst zu nehmen. Man muss eine Diskussion nicht „gewinnen“. Aber man kann Respekt haben und Fragen stellen. Man kann anders denken. Das bleibt nicht ohne Wirkung auf die andere Seite und führt eher zum Nachdenken als zu Diskussion oder gar Belehrung. Das Fazit lautet, dass man nur die eigene Einstellung, nicht aber die Einstellung anderer ändern kann.

Ich soll die also ernst nehmen? Ich soll Fragen stellen? Ich soll versuchen ihre Gedanken nachzuvollziehen? Ich würde ja gern, aber das was die sagen macht mich so unfassbar wütend!

Ja in der Tat, manchmal macht es uns wirklich stinksauer, was andere Menschen von sich geben und das ist auch völlig normal und legitim. Sagen Menschen etwas, das unserer eigenen Weltanschauung, unseren eigenen Motiven und Zielen im Weg steht, kann uns das natürlich wütend machen. Oder wir haben Angst vor dem was sie sagen oder sind traurig. Gerade in Gesprächen wissen wir oft nicht was wir mit diesen Empfindungen anstellen sollen, wenn wir überhaupt wissen, was für Empfindungen das sind und wie sie heißen. Wollen wir uns also mit Menschen verständigen, die so ganz andere Ansichten besitzen als wir, dann ist es aus meiner Sicht notwendig, sich dieser Gefühle bewusst zu sein und einen Umgang damit zu finden.

Ja was kann ich denn tun, wenn mich die Trauer lähmt, die Angst packt oder die Wut in mir kocht, weil der andere etwas gesagt hat, was mir gar nicht passt oder mir, wie Sie sagten, zu nahe getreten ist?

Nun landläufig gibt es ja die Redewendung: „Die Trauer raubt mir den Atem“. Man kann auch „beben vor Wut“ oder ist „vor Angst gelähmt“. Diese Formulierungen geben einen Hinweis darauf, wie man in Akutsituationen mit seinen Emotionen umgehen kann. Die Verbindung zwischen unse-



Gemeinsam wurden die Ergebnisse der Themenrunden diskutiert.



Akteure informierten über bestehende Angebote und tauschten sich aus.

rem Gehirn und dem Körper ist keine Einbahnstraße. So wie unser Kopf unseren Körper beeinflusst, so ist das auch andersherum möglich. Indem man sich für einen Moment auf seine Atmung konzentriert und einige Male hintereinander tief ein und ausatmet, bekommt man seinen Puls recht gut heruntergefahren. Zusätzlich kann man auch seine Aufmerksamkeit auf die Muskeln lenken. Sind die Fäuste schon geballt? Ist der Kiefer angespannt und mahlen die Zähne aufeinander? Sind die Schultern hochgezogen? Presst sich die Zunge gegen den Gaumen, vielleicht um weitere „böse“ Worte zurückzuhalten? Hier hilft es oft schon, diese Anspannungen bewusst ein Stück weit zu lockern. Außerdem ist es hilfreich, seine Empfindungen mit etwas Abstand zu betrachten ohne sie gleich zu bewerten oder abzulehnen. Die Wut ist nun einmal da und sie hat ihren Sinn.

Die Wut hat einen Sinn?

Ja natürlich. Alle Emotionen haben ihren Sinn. Sie liefern Informationen über etwas, das in uns passiert. Wut beispielsweise sagt mir, dass jemand anderes verhindert, dass ich meine Ziele erreiche oder er eine Grenze überschritten hat. Sie gibt mir dann Kraft, die ich in einer Auseinandersetzung vielleicht gebrauchen kann. Angst hilft mir, Gefahren zu erkennen und Risiken zu vermeiden. Sie beschützt uns. Trauer macht das Abschied nehmen leichter. Das alles ist allerdings nur dann nützlich, wenn die Gefühle uns unterstützen, wir aber die Kontrolle behalten. Das gelingt uns, wenn wir uns bewusst die Zeit nehmen unseren Körper wieder runterzufahren. Tief in den Bauch einatmen, dann lange ausatmen (deutlich länger als einatmen) und wieder einatmen, ausatmen usw. Helfen kann auch eine Ultrakurzform der progressiven Muskelentspannung nach Jacobson. Dabei werden beim Einatmen so viele Muskeln wie möglich angespannt. Beim Ausatmen entspannt man wieder alle Muskeln und achtet auf den Unterschied zwischen der An- und der Entspannung. Dies sollte man dann zwei bis drei Mal wiederholen.

Johannes Marquard ist Kommunikationspsychologe und arbeitet als Trainer und Supervisor im KIB-Institut. Im Rahmen des Projektes war er vor allem für die praktische Durchführung der Trainings verantwortlich.

Jörg Heidig arbeitet als Lehrbeauftragter an verschiedenen Universitäten und Hochschulen und leitet das Görlitzer KIB-Institut, in dem das hier beschriebene Projekt durchgeführt wurde. Er ist zudem als Berater und Supervisor für Behörden und soziale Organisationen tätig.

GESPRÄCHSTECHNIKEN ZUM UMGANG MIT VORURTEILEN

Johannes Marquard und Jörg Heidig

Schopenhauer und die Stachelschweine

„An einem Wintertag preßten sich zwei vor Kälte erstarrte Stachelschweine aneinander, um sich zu wärmen. Als sie sich mit ihren Stacheln gegenseitig wehtaten, trennten sie sich, und froren erneut. Nach zahlreichen Versuchen fanden die Stachelschweine jene Distanz, bei der sie maximale Wärme erreichten, ohne sich allzusehr wehzutun.“
Arthur Schopenhauer (1851, *Parerga und Paralipomena*)

VORURTEILSFREIES FRAGEN

Eine der wirksamsten Techniken zum Umgang mit Vorurteilen ist „Humble Inquiry“ oder „vorurteilsfreies Fragen“. Die Annahme hinter der Technik lautet, dass Menschen sehr gut darin sind, sich gegenseitig etwas mitzuteilen, ihre jeweiligen Positionen zum Ausdruck zu bringen und ggf. zu verteidigen. Argumentieren und Diskutieren sind verbreitete Kulturtechniken. Fragen und Verstehen ist dagegen weniger geläufig. Der Kern der von Edgar Schein stammenden Technik besteht darin, Fragen zu stellen, auf die man selbst noch nicht die Antwort kennt. Das drückt Interesse am Gegenüber aus und führt zu tatsächlichem Dialog.

VORURTEILSFREIES FRAGEN: FRAGEARTEN

Interessensfragen: In der Regel werden diese Fragen im deutschen Sprachgebrauch als „offene Fragen“ bezeichnet. Offene Fragen signalisieren dem Gegenüber Interesse und die Bereitschaft, sich auf der Grundlage dieses Interesses mit ihm auszutauschen. Insofern wirken ehrlich gemeinte, offene Fragen einer in die Eskalation führenden Diskussion entgegen. Es fällt vielen Menschen sehr schwer, Interesse an Menschen zu haben, deren Meinungen sie nicht akzeptieren. Aber genau hier liegt der Unterschied zwischen eskalierender Diskussion und produktivem Streit. Die Ursache der Eskalation im ersteren Fall liegt in dem Beharren der Beteiligten auf ihren jeweiligen Positionen. Die Basis produktiven Streits ist das Sich-einlassen-Wollen der Beteiligten. Insofern sollte man die Kunst erlernen, die Sache von der Person zu trennen. Das bleibt schwierig – auch und gerade, wenn es um Fragen geht, die den eigenen Wertvorstellungen extrem widersprechen.

Prozessfragen

Wenn es in einem Gespräch einmal nicht weitergeht, helfen so genannte Prozessfragen. Das sind Fragen, in denen es um den Stand des Gesprächs, die Zufriedenheit der Gesprächspartner mit dem Gespräch oder die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern geht.

„Wo stehen wir eigentlich gerade?“

„Was ist das Problem?“

„Was können wir mit diesem Gespräch erreichen?“

„Was denken Sie über das Gespräch?“

„Was erwarten Sie von diesem Gespräch?“ oder:

„Wenn das bisher wenig zufriedenstellend war:

Was würden Sie anstelle dessen erwarten?“

Konfrontative Fragen

Konfrontative Fragen sind solche, die dem Gegenüber etwas unterstellen, das man selbst vermutet. Solche Konfrontationen des Gegenübers mit den jeweils eigenen Gedanken oder gar Bewertungen oder „Diagnosen“ („Kann es sein, dass Sie gar keine Ausländer kennen und dementsprechend gar keine Ahnung haben, wovor Sie eigentlich Angst haben?“) sind nicht hilfreich und steigern den Ärger. Wir raten daher vom Einsatz konfrontativer Fragen ab, bis eine halbwegs tragfähige Beziehung zwischen den Akteuren und ein Mindestmaß an Vertrauen entstanden sind.

Abbildung „Landkarte der Wahlmöglichkeiten“

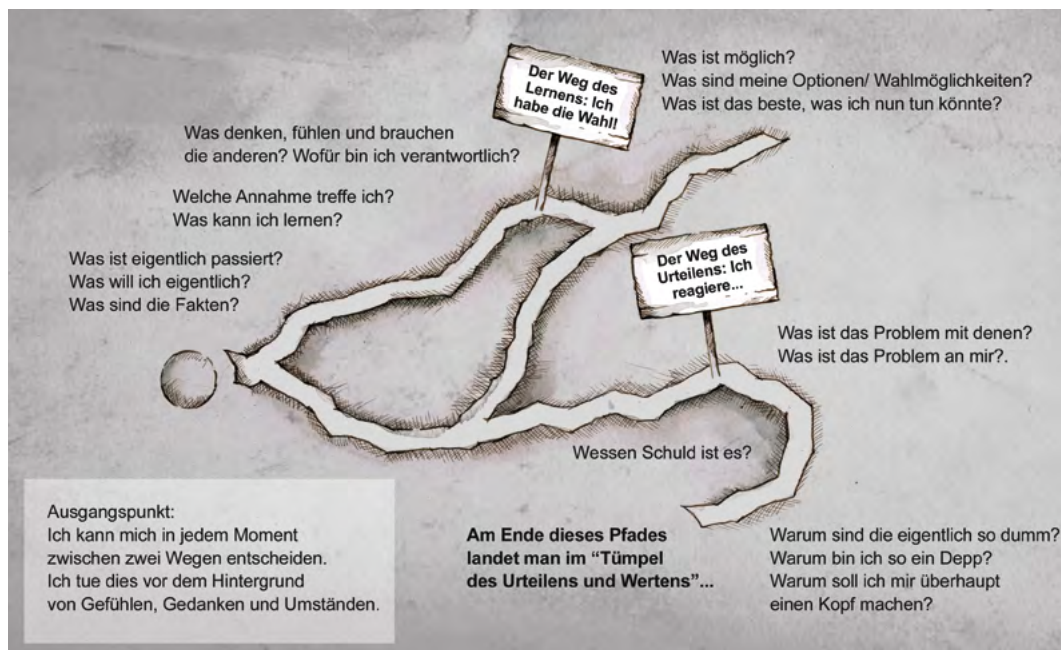
Die Landkarte der Wahlmöglichkeiten drückt aus, dass man in Gesprächen zu jedem Zeitpunkt die Möglichkeit hat, sich zu entscheiden, ob man sein

Gegenüber bewerten möchte oder ob man sich selbst andere Fragen stellen will. Dem tatsächlich gesprochenen Wort geht ein innerer Prozess voraus, der auf zweierlei Weise ablaufen kann:

1. Die häufigere „automatische“ Variante: Emotionen übernehmen die Steuerung. Man reagiert automatisch entweder direkt mit einem Gegenargument oder der wohl häufigsten aller Entgegnungen: „Ja, aber...“

2. Die seltenere „bedachte“ Variante: Man führt erst eine Art inneren Dialog, testet eine oder zwei Entgegnungen in Gedanken und sucht sich dann die bessere Variante aus.

Wenn man es schafft, den bedachteren Weg – auf der Karte als „Pfad des Lernens“ bezeichnet – einzuschlagen, diskutiert man nicht sofort los, sondern prüft erst, was man noch nicht weiß, was der andere wirklich will, wie man anders denken oder welche Fragen man stellen könnte. Voraussetzung ist natürlich, dass man den anderen „für voll nimmt“, also Respekt vor ihm hat. Wenn man das nicht tut, weil man den anderen für einen Rassistin hält, mit dem man nicht reden kann, dann hilft es auch nichts zu reden. In diesem Fall ist es besser zu schweigen und die Situation möglichst zu verlassen, denn ein Gespräch ohne Respekt wird eskalieren. Das gilt freilich für alle beteiligten Seiten. Wenn ich also von meinem Gegenüber nicht respektiert werde, dann helfen Argumente nichts.



Die Landkarte der Wahlmöglichkeiten nach Marilee Adams (2009: Change Your Questions, Change Your Life. Erschienen bei Berrett-Koehler Publishers); Abbildung aus: Heidig et al. (2015): Gesprächsführung im Jobcenter. Erschienen in der Edition Humanistische Psychologie des Verlags Andreas Kohlhaage.; Zeichnung: Juliane Wedlich

Was noch helfen kann, wenn Worte nichts mehr helfen

Wenn Hass oder Aggressionen im Spiel sind, helfen Argumente in der Regel nichts mehr. Besonders problematisch wird es, wenn Alkohol im Spiel ist, denn Alkohol wirkt aggressionsverstärkend. Man sollte sich also keine besonders klugen Argumente einfallen lassen, wenn man mit Ange-trunkenen redet oder/und selbst unter Alkoholeinfluss steht. Die Ausnahme bildet Alkoholgenuss als eine Art Friedensritual („Du bist zwar links, aber Bier trinken geht immer.“) zum Zweck der Deeskalation. Was bei Hass und Aggression noch helfen kann – die Betonung liegt wie bei allen hier beschriebenen Techniken auf „kann“, die Wirkung ist immer personen- und situationsabhängig, also nie sicher – ist die Körpersprache. Bleiben Sie ruhig, atmen Sie mehrfach tief und langsam, bevor Sie etwas sagen, nicken Sie ggf., schauen Sie Ihrem Gegenüber nicht die ganze Zeit in die Augen. Lassen Sie die Arme am Körper. Argumentieren Sie nicht oder nur sehr wenig, stellen Sie eher Fragen oder bleiben Sie ganz ruhig. Wenn Sie attackiert werden, rufen Sie um Hilfe, ggf. indem Sie auf Menschen zeigen, die Ihnen helfen sollen („Sie da in dem roten Mantel, helfen Sie mir bitte!“).

Die Kunst des Argumentierens

Die einfachsten und gleichzeitig wirksamsten Argumentationstechniken beziehen sich auf die Reihenfolge der Argumente, den gekonnten Einsatz von Pausen und die Kunst, Einwände vorwegzunehmen:

Reihenfolge von Argumenten

Nicht die endlose Fülle von Argumenten über-zeugt, sondern die sorgfältige Auswahl weniger Argumente. Wählen Sie am besten drei Argumen-te aus, wobei das stärkste Argument zuerst, das schwächste an zweiter Stelle und das zweitstärkste an dritter Stelle stehen sollte. Es ist sehr vom The-ma und vom Gegenüber abhängig, ob man seine These vor den Argumenten oder quasi als logische Schlussfolgerung nach den Argumenten nennt. Der elegantere und gewissermaßen auch leisere Weg ist der letztere. Diskussionen neigen dazu, mit der Zeit schneller und lauter zu werden.

Pausen

Eine ruhige und langsame Sprechweise in Verbin-dung mit entsprechenden Pausen hilft dabei, dass die Eskalation unterbleibt. Geschwindigkeitswech-sel und insbesondere Pausen sind aber auch geeig-net, die Kraft der eigenen Argumente zu verstärken.

Einwandsvorwegnahme

Indem Sie mögliche Einwände bereits in Ihre eigenen Statements einbauen, zeigen Sie, dass Sie Ihr Gegenüber verstehen und ihm zumindest gedanklich oder theoretisch entgegenkommen können. Indem Sie diese Einwände dann bereits durch eigene Worte entkräften, gehen Sie zwar einerseits theoretisch auf die andere Seite zu, bekräftigen aber gleichzeitig ihre eigene Position. In der Regel wirken sich Einwandsvorwegnahmen günstig auf Gespräche aus, wenn sie nicht nur zur Zementierung der eigenen Position oder gar als Manipulationstechnik verwendet werden, sondern ein – wenn auch begrenztes – Verständnis oder gar Entgegenkommen signalisieren.

„HART IN DER SACHE – WEICH MIT DEN MENSCHEN“ DAS HARVARD KONZEPT

1. Menschen und Probleme getrennt voneinander behandeln

Hier geht es um die Trennung von Sach- und Beziehungsaspekt. Im Konfliktfall werden Emotio-nen oft mit der objektiven Sachlage des Problems verwoben. Das Ich identifiziert sich mit den Positi-onen, die sich verfestigen.

Vor der Verhandlung des Sachproblems muss zunächst eine Beziehungsklärung stattfinden bzw. die menschliche Situation bewusst vom Problem gelöst werden. Bildlich gesprochen sollten die Konfliktparteien als Partner Seite an Seite das Pro-blem angehen, anstatt aufeinander los zu gehen.

2. Auf Interessen konzentrieren, nicht auf Positionen

Beharren auf der eigenen Position kann den Verhandlungsverlauf beeinträchtigen. Durch das Loslassen der Positionen können die eigentlichen Bedürfnisse und Interessen der Beteiligten, die oft hinter den Positionen liegen, Einfluss und Berück-sichtigung finden (was durch bloße Kompromisse zwischen den Positionen nicht geschieht).

3. Entscheidungsmöglichkeiten zum beider-seitigen Vorteil entwickeln

Es wird empfohlen, bereits vor dem Versuch ein Übereinkommen abzuschließen, nach Möglich-keiten für gegenseitigen Nutzen zu suchen, da die Suche nach der einzigen richtigen Lösung oft die Kreativität der Parteien behindert. Dieses Vorgehen führt auch zur Entschleunigung und Beruhigung des Konfliktverlaufs, beide Parteien können sich z.B. für einen vereinbarten Zeitraum zurückziehen und über alternative Lösungen nachdenken.



Fazit und Feedback aus dem Publikum bei der Abschlussdiskussion.



Professor Raj Kollmorgen eröffnet das Symposium.

4. Neutrale Beurteilungskriterien anwenden

Fördert eine faire Lösung, der sich beide Parteien unterwerfen können, ohne dass eine Partei nachgeben muss. Die Maßstäbe richten sich nicht nach dem Willen der einen oder anderen Partei sondern nach externen, neutralen Kriterien wie Expertenmeinungen, Sitten, Rechtsnormen, Marktwert etc. Verhindert Machtkämpfe und Gefühle der Übervorteilung, die durch Sturheit entstehen.

Die TEK-Sequenz aus dem Training emotionaler Kompetenzen von M. Berking

*»Wenn Gefühle verletzt, ...
lass kurz alle Muskeln locker;
atme ein paar Mal ruhig und bewusst ein und langsam wieder aus; betrachte dann, was in Dir geschieht, ohne es zu bewerten;
benenne dabei Deine Gefühle so genau wie möglich;
akzeptiere, dass Du gerade so reagierst, wie Du reagierst, und mache Dir bewusst, dass Du auch unangenehme Gefühle eine ganze Weile aushalten kannst;*

*stehe Dir dabei innerlich liebevoll und unterstützend zur Seite;
dann analysiere konstruktiv, warum Du Dich so fühlst, wie Du Dich fühlst und*

gehe dann in einen konstruktiven Problemlösemodus, in dem Du Dich bei Bedarf darum bemühest, die Gefühle so gut es geht positiv zu beeinflussen.

BERICHT ZUM SYMPOSIUM

Tom Hohlfeld

DIE PODIUMSDISKUSSION

Nach einer kurzen Begrüßung eröffnet Raj Kollmorgen, Professor an der Hochschule Zittau/Görlitz, das Symposium mit dem Titel „Angekommen – und nun?“. Er veranschaulicht, dass eine solche Art von Zusammenkunft Raum für erste gemeinsame Gedankenimpulse ermöglicht. Sie bildet einen Querschnitt verschiedener Perspektiven ab und zeigt auf, dass Konflikte zwischen verschiedenen Gruppen nicht automatisch Fehler bedeuten, sondern Potenzial in sich bergen. Diesem ersten Gedankenanstoß schließt sich der Görlitzer Oberbürgermeister Siegfried Deinege mit einem kurzen Grußwort an.

Frei nach dem Grundsatz „Es hilft nicht, über gute Kommunikation zu reden, gute Kommunikation muss man machen“ beginnt die Podiumsdiskussion. Neben den Oberbürgermeistern der Städte Bautzen, Görlitz und Zittau nehmen Führungskräfte

aus Unternehmen, Engagierte aus Initiativen und Vereinen sowie Wissenschaftler und – als Wichtigste – Migrantinnen und Migranten an der Diskussion teil. „Niemand verlässt seine Heimat leichtfertig“, verdeutlicht der Bautzener Oberbürgermeister Herr Ahrens zu Beginn und erzählt anschließend von seinen Erfahrungen mit Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die nach den Kriegen in ihre Heimat zurückgekehrt seien und einen essentiellen Anteil am Wiederaufbau ihrer Länder gehabt hätten. OB Deinege meint, dass man den Fokus der Integration auf Familien legen sollte, weil darin ein Mehrwert für die Region liege. „Integration müssen wir einfach machen“, sagt er, und das insbesondere der Perspektiven wegen, die eine gelingende Integration mit sich bringe. Daniel Sernow vom Görlitzer Standort der Software Quality Systems AG meint, dass es im Einzelfall extrem aufwändig sei, Migranten beruflich zu integrieren. Sein Unternehmen müsse große Netzwerke aktivieren, es sei ein „energiefressender Prozess“, der strukturierter und konstruktiver gestaltet werden könne und müsse. Andreas Langhammer (Sachsenfenster GmbH) ergänzt: „Es ist völlig egal wo die Leute herkommen, denn die Arbeit als gemeinsames Ziel und Interesse verbindet.“ Der Bedarf an Fachkräften sei da, aber es gebe eine ganze Reihe infrastruktureller, organisatorischer und bürokratischer Probleme, die noch zu lösen seien. Das ginge nur über eine bessere Zusammenarbeit der verschiedenen Institutionen und Organisationen.

Erfahrungen der Teilnehmer bestätigen die Kontakthypothese

Die so genannte „Kontakthypothese“ von Gordon Allport besagt, dass häufiger Kontakt zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen die jeweiligen Vorurteile gegenüber diesen Gruppen reduziert. Allport formuliert vier Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit der Kontakt zwischen zwei Gruppen positive Auswirkungen auf Vorurteile und Konflikte hat. Diese Bedingungen sind: gleicher Status, Zusammenarbeit zwischen den Gruppen, gemeinsame Ziele sowie Unterstützung durch gesellschaftliche und institutionelle Instanzen. Im Laufe der Zeit hat die Forschung gezeigt, dass diese Bedingungen aber nicht zwingend erfüllt sein müssen, damit positive Wirkungen entstehen, sondern dass auch unstrukturierter Kontakt zur Verringerung von Vorurteilen führen kann. Allports Bedingungen sind also eher als „förderlich“ und weniger als „notwendig“ zu betrachten. Auf unserem Symposium wurden einige Beispiele geschildert, die das belegen. So wurde aus einer Jugendeinrichtung berichtet, dass der unstrukturierte Kontakt zwischen Jugendlichen mit rechtsextremem Gedankengut und jungen



Oberbürgermeister Herr Deinege verweist auf die Perspektive, welche gelingende Integration mit sich bringt.



Als Vertreterin des Steinhaus Bautzen e. V. spricht Ely Almeida aus Sicht der aktiven Vereine.

Flüchtlingen ganz wesentlich zum Abbau von gegenseitigen Vorurteilen beigetragen habe. Nach einiger Zeit sei es möglich gewesen, dass Mitglieder beider Gruppen gemeinsam Zeit am Tischkicker verbrachten. Insbesondere gemeinsames Essen sei ein wichtiger Faktor gewesen.

Sie sei seit drei Jahren in Deutschland, erzählt Hamida Tamiri aus Syrien, die ebenfalls im Podium sitzt. Hier zu leben fordere große Anpassungsleistungen („die vielen, vielen Regeln“), sowohl von ihrer Familie insgesamt als auch von ihr als Mensch. Sie merke dies insbesondere an der Veränderung ihrer Rolle als Mutter.

Professor Kollmorgen wird gefragt, ob der Osten Deutschlands ein Problem mit dem Thema Integration habe. Das sei keine hilfreiche Frage, meint er. Vielmehr gehe es um zwei konkretere Fragen, nämlich erstens, wie wir mit den Menschen umgehen, die tatsächlich ein Problem mit dem Thema Migration haben, und zweitens, wie wir zukünftig mit dem Mangel an Arbeitskräften umgehen wollen. Er verweist darauf, dass Integration tatsächlich am ehesten durch Arbeit gelingt, und dass dies vor allem eine Frage funktionierender Netzwerke zwischen Unternehmen, Initiativen und Verwaltung sei.

Das in Behörden mitunter verbreitete formale Abfertigen ohne Diskussion oder Fragen, die langen Wartezeiten in Verfahren und die vielerorts zu beobachtende Beratungsbedürftigkeit an Schulen beim Umgang mit Migranten seien weitere wesentliche Probleme bei der Integration, sagt Herr Suliman, der ursprünglich aus Syrien stammt und seit seinem Ingenieurstudium an der Zittauer Hochschule in der Region lebt. Junge Menschen, die nach Deutschland kämen, wüssten oft nicht genau, was sie in Deutschland machen können bzw. was für sie in Frage kommt.

Dann kommt ein Thema zur Sprache, das die Zuhörer fesselt. Viele Flüchtlinge haben, hier Zuflucht suchend, Angst vor der Politik. Einerseits gebe es da die leichtzüngige Willkommenskultur und andererseits die verwaltungsschwere Realität. All das habe nichts mit der Situation in den Herkunftsländern zu tun: „Was sollen wir denn in Syrien arbeiten, wenn doch der Krieg alles zerstört hat?“ Der Wechsel zwischen verschiedenen Perspektiven sei notwendig. Aus dem Publikum kommt der Einwurf, man könne sich engagieren, wie man wolle – die Türen nach oben blieben trotzdem verschlossen. Flüchtlingsunterkünfte seien gerade für junge Menschen in integrationspädagogischer Hinsicht alles andere als geeignet, vielmehr hätten die Heime schwerwiegende

Auswirkungen: „Vor lauter Dummheit weiß man dort doch nicht, was man machen soll. Jeder von uns, der in so ein Heim eingesperrt wäre, würde einen Kollaps kriegen!“ Der Zittauer OB Thomas Zenker resümiert, dass viele Ressourcen nicht konstruktiv genutzt würden. Es gehe um kleine Brücken, konkrete zwischenmenschliche Schritte, die verbinden. Es wäre gut, so Zenker weiter, wenn nicht belegte Qualifikationen die Arbeitsaufnahme nicht behindern würden und die Arbeitsfähigkeit mit Prüfungen oder Tests nachweisbar wäre. Gerade mit einer dezentralen Unterbringung von Familien habe man gute Erfahrungen gemacht: „Integration organisiert sich dann von selbst. Menschen sind soziale Wesen.“

Die Politik verlasse sich auf die Zivilgesellschaft, „auch wenn sie momentan auf den Felgen fährt“, meint Alexander Ahrens und betont die Bedeutung des Im-Kontakt-Bleibens, des steten Anpassens und Lernens. Seine persönlichen Erfahrungen während seiner Zeit in Berlin-Neukölln hätten ihn gelehrt, dass Multikulti durchaus funktioniere. Das sei zwar kein Maßstab für die Oberlausitz, man könne es aber als Inspiration verstehen. „Sachsen hat einen Ausländeranteil von drei Prozent. Ein waschechter Neuköllner fragt sich da: „Von was redet ihr da eigentlich?! Das ist unter der Nachweisgrenze!“ Sein Motto für den Umgang mit dem Thema Integration in der Oberlausitz: „Wir sollten Mut an den Tag legen, begründen was wir machen und anderen nicht einfach über den Mund fahren.“ Siegfried Deinege ergänzt: „Auf die Bürger kann man sich verlassen, wenn man ihnen zuhört.“

Besucherstimmen

Älterer Herr: „Ich bin Jahrgang 1942 und als Flüchtlingskind aufgewachsen. Deshalb engagiere ich mich ehrenamtlich und helfe Flüchtlingen.

Diese Arbeit hilft mir auch, viele Dinge in meinem eigenen Leben anders und besser zu begreifen.“

Studentin (20): „Wissen Sie, ich bin zwar noch jung, aber habe selbst länger im Ausland gelebt und weiß daher, welche Probleme es bei der Integration gibt. Man muss sich vorstellen, wie das für die Leute ist, die hierherkommen.“

Unternehmer (53): „Ich begreife die momentane Situation nicht als Bedrohung, sondern als Chance. Wir haben damals bei der Wiedervereinigung einige Dinge verpasst, die wir hätten tun können. Jetzt bekommen wir sozusagen eine nächste Chance.“

Erzieherin (27): „Diese ganze Diskussion um Flucht und Integration nervt mich. Vieles verstehe ich auch nicht. Ich sehe das ganz praktisch: Jedes Kind hat ein Recht auf Bildung, egal, woher es stammt. Das ist mein Job, und den will ich gut machen.“



Die Teilnehmer des Symposiums konnten zwischen den Gruppen Verwaltung, Arbeit, Bildung und Zivilgesellschaft wählen.



Moderator Thomas Hönel stellt die Ergebnisse der Gruppe Zivilgesellschaft/Vereine vor.

Im Rahmen des Symposiums können sich die Gäste in vier Gesprächsrunden aufteilen, die jeweils von einem Moderator angeleitet werden. Die Ergebnisse sollen hier kurz beleuchtet werden.

(1) Bildung

Bildung ist im Zusammenhang mit Integration ein viel diskutiertes Thema. Die unterschiedlichsten Bildungsaktivitäten seien ausschlaggebend für den erfolgreichen Verlauf der Integration. Die Diskussionsteilnehmer sind sich einig, dass die große Herausforderung beim Thema Bildung und Integration die dafür notwendige Zusammenarbeit der vielen, auf völlig unterschiedlichen Ebenen verteilten Akteure sei – von der Kita über Schulen, Ämter, Anbieter von Sprachkursen bis hin zu Ausbildungsbetrieben, Kammern und Hochschulen, um nur einige zu nennen. Neben den Herausforderungen der ebenen- oder sektorübergreifenden Zusammenarbeit erwiesen sich die Aufnahmebedingungen mitunter als problematisch. Die Schaffung einer „angemessenen“ Hochschulzugangsberechtigung kann hier als ein erfolgreiches Beispiel gelten. Eine dritte Herausforderung wird – ähnlich wie bereits in der vorangegangenen Podiumsdiskussion – beim „Verwaltungsapparat“ gesehen. Dann wechselt die Perspektive der Diskussion: Persönliches Engagement sei eine notwendige Voraussetzung für eine gelingende Integration, zu der auch eine „Neukalibrierung“ des kulturellen Verständnisses auf beiden Seiten gehöre. Es brauche ganzheitliches Denken, das man miteinander entwickelt.

(2) Arbeitsmarktzugang

Auch in dieser Gruppe sprechen die Teilnehmenden viel über die Gestaltung von Beziehungen zwischen Akteuren unterschiedlicher Institutionen und Ebenen auf der einen Seite und zwischen diesen Akteuren und Migranten auf der anderen Seite. Man ist sich einig, dass es momentan ganz klar ein „Vernetzungsproblem“ gebe. Zwar gebe es eine große Menge an lokalen Netzwerken, und die Probleme lägen auch weniger beim „Wie“ der Netzwerkarbeit, sondern eher beim „Wer mit wem“. Die Teilnehmer der Diskussionsrunde fragen sich, wie hilfreich Konzepte wie bspw. das „Arbeitsmarktmentorenprogramm“ wirklich seien. In der Praxis werde in vielen Fällen durch das Programm eher die Verwaltung unterstützt als die Betroffenen. Die Komplexität der Bedingungen und Möglichkeiten

sei schon für Deutsche nicht leicht durchschaubar. Wie schwer müsse es dann erst für Migranten sein, sich auf dem Arbeitsmarkt und im Paragraphendschungel zu orientieren?

Lösungsfokussierte Moderation offenbart viele kreative Problemlösungen

Der Fokus der Gesprächsgruppen lag auf der Frage, was bei der Integration funktioniert bzw. welche Lösungen die Teilnehmer bereits erfolgreich gefunden und umgesetzt haben. Anhand der individuellen Berichterstattungen wurde sehr deutlich, wie kreativ die Akteure bei der Bewältigung der täglichen Herausforderungen sind. Der Einbezug dieser Praxis-Experten in die Konzeption von umfassenderen und ganzheitlichen Programmen zur Integration scheint daher nicht nur angemessen, sondern notwendig. Weiterhin wurde in den Diskussionen deutlich, dass es durchaus Anlass zu positiven Prognosen für die gelingende Integration in der Region gibt und dass der erhebliche Kraftakt der Zivilgesellschaft, oft auch in Kooperation mit der Verwaltung, in den vergangenen zwei Jahren sichtbare Früchte trägt.

(3) Zusammenarbeit

Die Diskussion mündet schnell in eine kritischen Analyse der Rolle des Ehrenamtes. Einerseits sei das Engagement der Ehrenamtlichen zu begrüßen, andererseits seien viele nicht geschult und würden sich in Bereichen und bei Themen engagieren, für die sie kaum Kompetenzen besäßen. Das führe zu Fehlern und oft zu nicht abgestimmter oder gar doppelter Arbeit. Einige an der Gesprächsrunde beteiligte Behördenmitarbeiter lenken das Thema auf die Verwaltung. Problematisch sei, dass häufig direkte Ansprechpartner fehlten oder nicht bekannt seien. Hinzu komme, dass diejenigen Verwaltungsmitarbeiter, die nicht formalistisch handelten, sondern den Menschen zugewandt blieben, kaum Würdigung erführen. Es gebe ein großes Bedürfnis nach Anleitung; wünschenswert seien Leitfäden mit konkreten und realistischen Fallbeispielen. Einerseits blieben Behörden eben Verwaltungen und mahlten die sprichwörtlichen Mühlen sehr langsam, andererseits gebe es Verwaltungsmitarbeiter, die einen Unterschied zu machen in der Lage seien. Ein solcher differenzierender Austausch mache Hoffnung, meint eine Diskussionsteilnehmerin und erzählt, dass sie häufiger erlebt habe, wie in Behörden Unterschiede gemacht würden, die nicht mit der Lage des jeweiligen „Falls“, sondern mit der Herkunft des „Menschen hinter dem Fall“ erklärbar gewesen seien. So hätten manche Behördenmitarbeiter „Lieblingsflüchtlinge“ oder würden einen Unterschied



Johannes Marquard vom KIB Institut berichtet über die lösungsorientierten Gespräche.



Bei den Gesprächen im Plenum, den Gruppendiskussionen und beim Markt der Möglichkeiten kamen die Teilnehmer des Symposiums in den aktiven Austausch.

zwischen „guten“ und „bösen“ Herkunftsländern machen. Ein gegenseitiger Austausch mache das mitunter schwierige Terrain der organisationsübergreifenden Zusammenarbeit „begehrter“.

(4) Zivilgesellschaft

Die wichtigsten Fragen der Diskussion lauteten:

- „Was verbindet uns?“
- „Was ist Normalität?“
- „Welche Haltung ist wirksam?“
- „Welche Strukturen sorgen für Begegnung?“
- „Wie würdest Du ich fühlen?“

Im Zuge der Diskussion wird deutlich, dass es sich bei Integration um einen Prozess handelt, in dem es auf die Haltung und weniger auf die konkreten Aktivitäten ankommt. Es gehe um geeignete Räume und die Suche nach einer gemeinsamen Sprache. Was in diesen Räumen und bei dieser Suche konkret getan werde, sei vielfältig: Sport, Arbeit, Essen – neben vielen weiteren Möglichkeiten. Es gehe nicht um Kommunikation um ihrer selbst willen, sondern um geeignete Anlässe und Räume. Die Kommunikation, das Vor- und Nachmachen, das zum Mitmachen inspiriere – all das geschehe dann von ganz allein.

sondern was wir schaffen wollen und wie wir das dann schaffen. Wir müssen lernen, Dissens auszuhalten und trotzdem miteinander zu reden, uns zu streiten und trotzdem handlungsfähig zu bleiben.“
„Jenseits der Herausforderungen liegen viele Chancen. Wir sind so sehr mit dem Versuch beschäftigt, die ‚armen Teufel‘ in unsere ‚perfekte Gesellschaft‘ zu integrieren. Was nicht selten bedeutet, die Leute in eine Kältekammer zu stecken. Vielleicht sollten wir es einmal andersherum betrachten.“
„Das Beispiel Kanada zeigt, wie man Integration auch sehen könnte. Dieses Land sucht Akademiker mit Familien, die dann aktiv am Wirtschaftsgeschehen teilnehmen. Letztlich muss klar sein: Eigeninitiative braucht Raum und Möglichkeit.“
„Die deutsche Fokussierung auf die Sprache als Integrationsvoraussetzung bzw. -bedingung ist in vielen Fällen nicht hilfreich. Man sollte eher auf die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Leute schauen. Wenn man diese nutzen kann, geht das Sprachliche oft von allein.“

Tom Hohlfeld ist als Trainer und Dozent tätig und studiert Kommunikationspsychologie an der Hochschule Zittau/Görlitz.

FAZIT DER ABSCHLUSSDISKUSSION: DAS SYMPOSIUM ALS WICHTIGER BEITRAG ZUR NETZWERKARBEIT IN DER REGION

Das Symposium soll, so wünschen sich viele Teilnehmer, regelmäßig fortgeführt werden. Man wünscht sich mehr Migranten unter den Teilnehmern und möchte die Netzwerkarbeit vertiefen. Vielleicht könne man in der Zukunft an ganz praktischen Lösungen für konkrete Probleme arbeiten, denn es sei gut, dass hier Verwaltung, Ehrenamt, Wirtschaft, Bildung, Verbände und Politik zusammenkämen. Das biete Potential, die im Landkreis vorhandenen Strukturen und Vorgehensweisen weiterzuentwickeln: „Wie wollen wir uns im Landkreis die zukünftige Entwicklung vorstellen und gemeinsam strategisch planen?“ Wünschenswert wäre zudem, die vielen Anlaufstellen, Projekte und Erfahrungen in der Integrationsarbeit praktisch weiter zu vernetzen und etwa im Rahmen eines weiteren Symposiums zu evaluieren.

Besucherstimmen während der Abschlussdiskussion

„Dass es solche Veranstaltungen wie dieses Symposium hier gibt, ist gut. Wir müssen miteinander reden. Nur so verstehen wir einander und finden heraus, was man machen kann und wie das geht. Es geht nicht so sehr darum, dass wir das schaffen,

LESSONS LEARNED

Jörg Heidig

Wir haben mit Unterstützung der Bundeszentrale für politische Bildung ein Projekt durchgeführt, bei dem es um das Thema Integration und den Umgang mit Vorurteilen in der Oberlausitz ging. Die Kerne des Projektes bildeten eine Reihe von Trainings und ein Symposium. Wir möchten hier nicht nur aufschreiben, was wir gemacht haben und wie es gelaufen ist. Viel interessanter ist, was wir gelernt haben.

Seit den Herbstmonaten des Jahres 2015 gibt es viele mediale Berichte über Sachsen und die Oberlausitz, die im Großen und Ganzen ein negatives Bild zeichnen. In der Region selbst gibt es, wenn man genau hinsieht, eine ganze Reihe von integrationsfördernden Initiativen und „Dialogversuchen“. Die Frage ist, welche Perspektive man einnimmt – die des Journalisten, der eine „Story“ braucht, oder die des „Machers vor Ort“, der etwas bewegen will. Die Frage, die uns bewegt hat, das Projekt durchzuführen, war, wie „Dialogversuche“ in der Oberlausitz erfolgreich werden können. Wir waren froh, dass viele Gäste aus unterschiedlichen Bereichen unserer Einladung zum Symposium gefolgt sind. Die Veranstaltung lief gut, und bereits aus der Podiumsdiskussion schallte



Das Publikum diskutiert mit.



An einzelnen Ständen kommen Gäste und Akteure in den direkten Austausch.

der Ruf, dass wir mehr ins Gespräch kommen müssten und einander nicht verurteilen dürften. Wir moderierten Workshops, die Ergebnisse der Diskussionen wurden im Plenum präsentiert, es gab interessierte Nachfragen. Nach der Veranstaltung räumten wir auf und gingen mit dem Gefühl nach Hause, etwas Sinnvolles getan zu haben. Wir nannten das später oft einen „sinnvollen Beitrag zur Vernetzung der Akteure im Bereich Integration in der Oberlausitz“. Später folgten wir Einladungen anderer Initiativen zu Gesprächsrunden, Konferenzen, Netzwerktreffen, Begegnungen. Unter den Machern und Schirmleuten dieser Veranstaltungen waren Bürgermeister, Pfarrer, Unternehmer, Theaterleute, Engagierte. Es ging um Demokratie, Toleranz, Integration. Es wurde mehr Weltoffenheit gefordert, und am Ende kam immer heraus, dass man mehr miteinander reden müsse. Meistens waren die Schirmleute der Veranstaltungen schon nicht mehr da, aber die Stimmung war gut, man war sich einig.

Nach all den Podiumsdiskussionen, Thementischen und Ergebnispräsentationen mit Kaffee und Kuchen stellten wir uns ernsthaft die Frage, ob wir nicht alle „irgendwie das gleiche“ machen und ob das überhaupt etwas bewirkt außer Selbstvergewisserung. Nach dem Motto „Alle wollen etwas Gutes“ setzen sich die Eliten auf ein Podium, die dann darüber reden, dass man mehr miteinander reden müsse. Manchmal redet auch „das Volk“ mit. Man schreibt alles auf und zeigt sich gegenseitig die Ergebnisse. Vielleicht sind einige Abgeordnete, eine Ministerin oder ein Landrat dabei, denen man die Ergebnisse mitgeben kann.

Es gibt gute Gründe, warum das immer wieder so oder so ähnlich abläuft. Aber es bleibt das Gefühl, kaum etwas bewirkt, keinen Unterschied gemacht zu haben. Im ganzen Land werden Kommunikationsprobleme diskutiert, und wir als Team eines Instituts mit dem Schwerpunkt Kommunikation fragen uns, wie Lösungen für eine erfolgreiche Kommunikation aussehen können. Unsere Erkenntnisse zu dieser Frage lassen sich wie folgt zusammenfassen:

VORURTEILE GEHEN NICHT WEG, WENN MAN BELEHRT

Es hilft wenig, sich darüber einig zu sein, dass man mehr miteinander reden müsse. Anstatt festzustellen, dass man mehr miteinander reden müsse, können wir zuhören und uns selbst fragen, wie unsere Urteile zustande kommen. Es bewirkt das Gegenteil dessen, was man beabsichtigt, wenn man jemanden als „intolerant“ oder gar „radikal“

bezeichnet und sie oder ihn dann belehrt. Aber genau das tun wir, als sei es selbstverständlich. Wir beobachten etwas, bewerten es und fangen an zu beschreiben, wie es sein sollte. Dadurch ändert sich aber nichts, dadurch werden Spaltungen nur vertieft. Folgt man diesem Gedanken weiter, so wird klar, dass viele Initiativen und Veranstaltungen die Situation nicht besser machen, sondern insofern Teil des Problems sind, als dass sie einem belehrenden Duktus folgen und also der Selbstvergewisserung der Anwesenden dienen. Wirklicher Dialog würde voraussetzen, dass man (a) überhaupt miteinander sprechen will, (b) die eigenen Sichtweisen der Kritik aussetzt und (c) die Bereitschaft mitbringt, sich zu einigen, auch wenn die Einigung nicht oder nur zum Teil der eigenen Sicht der Dinge entspricht.

Es hilft wenig, über gute Kommunikation zu reden. Gute Kommunikation muss man machen.

Beim Symposium haben uns besonders die Schilderungen der anwesenden Flüchtlinge bewegt, die Beschreibungen ihrer Lebenssituation, die man als Nicht-Betroffener leicht aus den Augen verliert oder auch gar nicht kennt. Uns ist meist nicht klar, unter welchen Umständen Menschen zu uns kommen und was ihre Beweggründe dafür sind. Wir machen uns Gedanken über Konzepte, schreiben sie auf und führen Debatten darüber. Oft gehen diese Ideen an der Wirklichkeit vorbei, weil wir nicht zugehört oder gar nicht erst gefragt haben. Wir maßen uns an zu wissen, wie es für Flüchtlinge hier am besten ist. Was sie brauchen, was ihnen hilft, wie sie schnell integriert werden können. Dabei geht es oft um schlichtere Dinge. Es geht um Menschlichkeit, um ganz praktische Hilfe. Integration funktioniert in der Oberlausitz – aber anders, als viele meinen. Sie funktioniert „leise“ – über Kontakte und Beziehungen, durch fachkompetente Begleitung, durch Engagement im einzelnen Fall und durch Zusammenarbeit zwischen Initiativen und Behörden. Die Schilderungen während des Symposiums haben eindrucksvoll gezeigt, dass es jenseits des medialen Gepolters über „die Sachsen“ oder „Bautzen“ eine andere Welt gibt – die der gegenseitigen Hilfe, der abendlichen Anrufe, wer jemanden kennt, der vielleicht dies oder das bewirken könnte und so weiter. All das findet beinahe im Verborgenen statt. Die betreffenden Akteure gehören nicht zu jenen, die belehren wollen. Sie müssen auch nicht zwingend darüber reden. Sie sind vielleicht sogar skeptisch, ob „Willkommenskultur“ ein brauchbares Wort ist. Sie haben auch Vorurteile. Aber das macht nichts. Diese Menschen hören zu. Sie tun. Sie reden selbst nicht viel.

INTEGRATION IN DER OBERLAUSITZ

Texte zum Symposium „Angekommen – und nun?“
am 28. Oktober 2017 in Görlitz

Integration funktioniert in der Oberlausitz – aber anders, als viele meinen. Sie funktioniert „leise“ – über Kontakte und Beziehungen, durch fachkompetente Begleitung, durch Engagement im einzelnen Fall und durch Zusammenarbeit zwischen Initiativen und Behörden. Die Schilderungen während des Symposiums haben eindrucksvoll gezeigt, dass es jenseits des medialen Gepolters über „die Sachsen“ oder „Bautzen“ eine andere Welt gibt – die der gegenseitigen Hilfe, der abendlichen Anrufe, wer jemanden kennt, der vielleicht dies oder das bewirken könnte und so weiter. All das findet beinahe im Verborgenen statt. Die betreffenden Akteure gehören nicht zu jenen, die belehren wollen. Sie müssen auch nicht zwingend darüber reden. Sie sind vielleicht sogar skeptisch, ob „Willkommenskultur“ ein brauchbares Wort ist. Sie haben auch Vorurteile. Aber das macht nichts. Diese Menschen hören zu. Sie tun. Sie reden selbst nicht viel.